

Niederdeutsches Wort

BEITRÄGE ZUR NIEDERDEUTSCHEN PHILOLOGIE

Im Auftrag der Kommission
für Mundart- und Namenforschung Westfalens

herausgegeben von
MARKUS DENKLER und FRIEDEL HELGA ROOLFS

Band 54

2014

 **Aschendorff**
Verlag

Das NIEDERDEUTSCHE WORT wird veröffentlicht von der Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe unter Mitarbeit des Centrums für Niederdeutsch der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster. Eingesandte Manuskripte werden von einem Redaktionsgremium geprüft. Die Zeitschrift erscheint jährlich in einem Band.

Redaktionsadresse:

Prof. Dr. HERMANN NIEBAUM, Dr. MARKUS DENKLER
Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens,
Schlossplatz 34, 48143 Münster
E-Mail: mundart-kommission@lwl.org

Aschendorff Verlag GmbH & Co. KG, Münster

© 2014 Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens,
Schlossplatz 34, 48143 Münster

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere die der Übersetzung, des Nachdrucks, der Entnahme von Abbildungen, der Funksendung, der Wiedergabe auf fotomechanischem oder ähnlichem Wege und der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Die Vergütungsansprüche des § 54, Abs. 2, UrhG, werden durch die Verwertungsgesellschaft Wort wahrgenommen.

Satzherstellung durch die Redaktion

Druck und Herstellung: Druckerei Kettler, Bönen

ISSN 0078-0545

Studien zur Lexikographie und Lexikologie des Niederdeutschen

Festgabe für Robert Damme
zum 60. Geburtstag

herausgegeben von
MARKUS DENKLER und FRIEDEL HELGA ROOLFS

 **Aschendorff**
Verlag



Vorwort

Gleich zu Beginn seiner Liebeserklärung an ›Grimms Wörter‹ (2010) charakterisiert Günter Grass die Väter des ›Deutschen Wörterbuchs‹, die Brüder Grimm, als „Romantiker, unterwegs ins Biedermeier, die wortvernarrt Wörter klaben, Silben zählen, die Sprache nach ihrem Herkommen befragen, Lautverschiebungen nachschmecken, verdeckten Doppelsinn entblößen, Entschlafenes wachküssen, von altehrwürdigen Sprachdenkmälern den Staub wegwedeln und später als Wortschnüffler um jeden Buchstaben und besonders pingelig um anlautende Vokale besorgt sein werden.“ Hier wird eine passionierte Lexikographie greifbar, Liebe zum Wort und Fürsorge um den Wortschatz, die die Wörterbuchschreiber auszeichnen. Dagegen erfährt der Leser im ›Handbuch der germanischen Philologie‹ (1952) von Friedrich Stroh: „Ein Wörterbuch schreiben ist aber auch eine entsagungsvolle Arbeit. Auf wirkliche und gegenwärtige Teilnahme darf der Lexikograph wenig rechnen. Es ist oft eine mühselige und saure Aufgabe.“ Diese Einschätzung macht wiederum wenig Mut, den Beruf des Lexikographen zu ergreifen.

Zu den Lexikographen, die dem Vorurteil, bei der Lexikographie handle es sich um eine übermäßig eintönige, zeitlich unabsehbare und daher unattraktive Tätigkeit, immer wieder entgegentreten, gehört Robert Damme, der Empfänger der vorliegenden Festschrift. Jedes Wort, so sein Hauptargument, stelle ein eigenes Problem dar, das es zu lösen gelte, jedes Wort habe seine eigene Geschichte und Bedeutungsfülle. Wer Spaß an der Arbeit mit Sprache hat und sich für ihre Geschichte interessiert, dem eröffne sich durch die Wörterbucharbeit ein sprach- und kulturgeschichtlicher Reichtum, der immer wieder Überraschungen zeitige und Freude bringe. Dennoch ist es sicherlich so, dass sich ein Lexikograph, der mehrere Jahre, gar Jahrzehnte „bei der Stange bleibt“, mit der Arbeit im stillen Kämmerlein arrangieren muss. Robert Damme hat hierfür einen Weg gefunden. Seine Hauptstützen sind eine „pro-aktive“ und ständig selbstkritische Gestaltung des eigenen Arbeitsplatzes sowie der Ausgleich im Privaten.

Robert Damme ist im Jahr 1985 zum Westfälischen Wörterbuch gekommen, dem Hauptarbeitsgebiet der Kommission für Mundart- und Namenforschung des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe (LWL). Er ist nun der einzig verbleibende hauptamtliche Bearbeiter. Die Schwierigkeiten, die der Stellenabbau für die fortlaufende Publikation des Wörterbuchs bedeutete, hat Robert Damme nicht nur durch diszipliniertes Abarbeiten aufgelöst. Mit behutsamen konzeptionellen Änderungen und radikaler Modernisierung der Arbeitsstruktur, die sich auf Zuarbeiten durch von ihm dazu ausgebildete und betreute Volontärinnen stützt, hat er das Westfälische Wörterbuch zu einem „Projekt“ mit absehbarem Ende umgestaltet – das Westfälische Wörterbuch soll bis zu seiner Pensionierung abgeschlossen sein (vgl. hierzu DAMME 2013).

Im Privaten ist Robert Damme ein großer Sportbegeisterter, der nach einer Karriere als Handballtorwart zum Langstreckenläufer und passionierten Wanderer geworden ist. Schon manch ein Mitarbeiter in der Dienststelle wird sich gedacht haben, dass es für einen Wörterbuchsreiber offenbar nicht von Nachteil ist, nebenbei Marathonläufer zu sein. Für beides braucht es einen langen Atem!

Neben seiner beruflichen Tätigkeit als Lexikograph hat sich Robert Damme mit historischen Wörterbüchern wissenschaftlich auseinandergesetzt. Hierbei kommen ihm seine gründlichen Lateinkenntnisse und sein Verständnis für wortgeographische Fragestellungen entgegen. In seiner 1988 erschienenen Dissertation hat er das ›Stralsunder Vokabular‹ zugänglich gemacht (vgl. hier und im Folgenden die Liste der Veröffentlichungen von Robert Damme am Ende dieses Bandes), bereits 1983 ist er mit einer Veröffentlichung zum bedeutenden ›Vocabularius Theutonicus‹ in Erscheinung getreten. Dieses Vokabular, das erste deutschsprachige Wörterbuch, in dem „die Volkssprache als Objekt der Beschreibung“ (DAMME 2011, 1, 5) hervortrat, gelangte dann immer weiter in den Fokus seiner – man darf sagen privatgelehrten – Tätigkeit. Diese mündete in ein von der Deutschen Forschungsgemeinschaft gefördertes Projekt, an dessen Ende, im Jahre 2011, Robert Damme eine dreibändige überlieferungsgeschichtliche Edition des Vokabulars vorgelegt hat. Wenn es bei DAMME (2011, 1, 2) kurz und bündig heißt: „Fast genau 500 Jahre, nachdem dieses Vokabular 1509/10 in Münster seine einzige bekannte Drucklegung erfuhr, ist das neben meiner Arbeit am Westfälischen Wörterbuch betriebene Editionsprojekt zu einem Abschluss gelangt“, kann jemand, der sich nicht im unmittelbaren Umfeld des Entstehungsprozesses dieses *Opus magnum* befunden hat, kaum ermessen, wie viel freie Zeit, wie viel Arbeit und Konzentration über Jahre hinweg geopfert bzw. aufgewendet werden mussten, um diesen Satz schreiben zu können. Im Augenblick wird übrigens an einer digitalen Veröffentlichung des ›Vocabularius Theutonicus‹ gearbeitet – eine Vorversion derselben hat Robert Damme bereits vor einigen Jahren konzipiert und programmiert.

Die Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens verdankt Robert Damme sehr viel, nicht nur im Hinblick auf seine wissenschaftliche Produktivität, sondern auch wegen seines Beitrags zu einer überaus angenehmen Atmosphäre in der Dienststelle. Die Kommission widmet ihm daher die 54. Ausgabe ihrer Zeitschrift ›Niederdeutsches Wort‹ als Festschrift. Der vorliegende Band, der, den Hauptinteressen des Jubilars entsprechend, Studien zur Lexikographie und Lexikologie des Niederdeutschen versammelt, soll breit gefächerte Einblicke in Wortschatz- und Wörterbuchthemen des Niederdeutschen bieten. Es hat uns sehr gefreut, wenngleich in Anbetracht der Vernetzung des Jubilars auch nicht überrascht, dass unserer Einladung zur Mitarbeit an der vorliegenden Festschrift sehr viele Kolleginnen und Kollegen, nicht nur aus dem Kreis der Kommissionsmitglieder, gefolgt sind. Wir möchten uns bei allen Beiträgern sehr herzlich bedanken. Gleichfalls sei an dieser Stelle unserer Kollegin Alexandra Strauß gedankt, die alle Beiträge sorgfältig Korrektur gelesen hat. Schließlich sind wir auch Herrn Dr. Dirk F. Passmann vom Aschendorff Verlag dankbar dafür, dass er die Idee, die vorliegende Ausgabe des ›Niederdeutschen Wortes‹ auch als separaten Sammelband zu veröffentlichen, gerne aufgegriffen hat.

Die Beiträge sind nach der Zugehörigkeit zu einem bestimmten Themenbereich und der Chronologie der behandelten Gegenstände geordnet. Den Beginn macht der Abschnitt zur historischen Lexikographie, in dem sechs Beiträge versammelt sind, in denen mittelniederdeutsche Vokabulare, nicht zuletzt der erwähnte ›Vocabularius Theutonicus‹, sowie die plattdeutsche Idiotikographie des 18. und 19. Jahrhunderts untersucht werden. Der darauffolgende Abschnitt enthält ebenfalls sechs Beiträge; diese sind der Lexikographie rezentere regionaler Wortschätze gewidmet. Behandelt werden das großlandschaftliche Dialektwörterbuch, die stadtbezogene Lexikographie sowie Fragen der Erfassung diatopisch markierter Wortschätze außerhalb der professionellen Dialektlexikographie. Im dritten Abschnitt des Bandes sind neun Beiträge zu dem Themenschwerpunkt Lexikologie zu finden. Hier sind Einzelstudien zu Wortschatzfragen, das Alt-, Mittel- und Neuniederdeutsche sowie die norddeutsche Regionalsprache betreffend, zusammengefasst. Den Abschluss bildet ein Verzeichnis der Veröffentlichungen von Robert Damme.

Für die Sprachwissenschaft ist ein ausdauernder und einfallsreicher Forscher wie Robert Damme ein Segen. In dieser Disziplin müsste es eigentlich viel mehr Menschen seines Schlags geben. Leider ist es aber so, wie Grass gegen Ende seiner Liebeserklärung Jacob Grimm sagen lässt: „Der sprache sind keine ausreichenden dämme gebaut.“

Münster, im August 2014

Markus Denkler
Friedel Helga Roolfs

Inhalt des 54. Bandes (2014)

Vorwort	7
---------------	---

Historische Lexikographie

Volker HONEMANN: Das niederdeutsche <i>Abstractum-Glossar</i> der Handschrift Berlin, SB-PK, Ms. theol. lat. qu. 370 (mit Edition)	15
Nadine WALLMEIER: Rechtssprachliches im ›Vocabularius Theutonicus‹	29
Heinz EICKMANS: Die Erschließung paradigmatischer Strukturen und lexikalischer Felder in der spätmittelalterlichen Lexikografie am Beispiel des ›Vocabularius Theutonicus‹ und des ›Teuthonista‹	41
Robert PETERS: Regionale Schreibsprache versus lexikalische Tradition. Das Beispiel lippischer Handwerkerbezeichnungen	61
Hermann NIEBAUM: Nochmals Weddigen und Klöntrup. Frühe lexikographische Beziehungen zwischen dem Ravensbergischen und dem Osnabrückischen	79
Matthias VOLLMER: Das ostpommersche Idiotikon von Georg Gotthilf Jacob Homann	91

Lexikographie rezenter regionaler Wortschätze

Maik LEHMBERG: Der Artikel <i>Recht</i> im Niedersächsischen Wörterbuch. Ein Werkstattbericht	105
Martin SCHRÖDER: Wie allgemein ist eigentlich ‚allg.‘? Frequenzangaben im Niedersächsischen Wörterbuch	121
Dieter STELLMACHER: Stadt- und Landsprache im Niedersächsischen Wörterbuch und das „Hannöversche“	135
Heinz MENGE: Zur Lexikographie der sprachlichen Varietäten Dortmunds	145
Georg CORNELISSEN: Nordrhein-westfälische Regionalismen im DUDEN-Rechtschreibwörterbuch. Auswahlkriterien und diatopische Markierungen	155
Jan WIRRER: Laienlinguistik, Laiendialektologie, Laienlexikographie	169

Lexikologie

Kirstin CASEMIR: Kannten die Sachsen keine Ulmen? Der Wert der Onomastik für das altsächsische Lexikon	189
Leopold SCHÜTTE: „Der Dom“: <i>dôm</i> oder <i>domus</i> ?	203
Christian FISCHER: ‘Immerwährend’ und ‘immer wieder’ im Mittelniederdeutschen	213
Ulrich SCHEUERMANN: Das <i>Wärdebouk/Waordenbook/Würderbook</i> – ein Buch der Worte?	223
Herbert BLUME: <i>Blennije, Vertellunge, Truung</i> . Abstrakta auf <i>-ije, -unge</i> und <i>-ung</i> im Neuostfälischen des 19. und 20. Jahrhunderts	245
Ludger KREMER: Niederlandismen im Westmünsterländischen (am Beispiel des Bauhandwerks)	261
Werner BECKMANN: Zur Lexikologie und Wortbildung im Sprachraum Drolshagen-Olpe	273
Hans TAUBKEN: „... laß sie hangen, bis sie von selbst abfallen“ Die <i>Gäiseke</i> des oberen Sauerlandes, eine Verwandte des <i>Pickerts</i>	287
Dietrich HARTMANN: <i>Kaffeeprütt, Kohle machen, Revier, schattig & Co.</i> Lexikalische Differenzen zwischen Regionalsprache (Ruhrgebiet) und Standard und ihre Systematik	299
*	
Veröffentlichungen von Robert Damme	315

Historische Lexikographie

Laienlinguistik, Laiendialektologie, Laienlexikographie

1. Professionelle Wissenschaft und Laienwissenschaft

Die sog. *Citizen Science*, also das Ensemble der von Nicht-Wissenschaftlern ausgeübten wissenschaftlichen und vorwissenschaftlichen Aktivitäten, ist in der jüngsten Zeit verstärkt in den Mittelpunkt wissenschaftstheoretischer Betrachtungen gerückt worden (vgl. dazu insbesondere FINKE 2014). Warum das so ist, kann hier nicht im Detail erläutert werden. Daher nur soviel: Einer der Gründe ist die zunehmend sehr einseitige betriebswirtschaftliche Sicht auf unsere Universitäten und Forschungseinrichtungen, ein anderer die überhand nehmende Bürokratie, welche beide das Wissenschaftssystem in eine manifeste Krise gestürzt haben, auch wenn viele das noch nicht gemerkt haben. Ein weiterer sich am Horizont der Entwicklung abzeichnender Grund liegt in der sich verstärkenden Energieknappheit und der Knappheit an finanziellen Ressourcen. Mit anderen Worten: Die Produktion von Wissen und die elektronische Speicherung und Sicherung digitalisierter Wissensbestände benötigen einen immer größeren Anteil an der zur Verfügung stehenden Energie und damit – auch bedingt durch einen zunehmenden Zwang zur Spezialisierung – deutlich mehr Personal, was beides seinerseits einen stark anwachsenden Zufluss an Kapital erforderlich macht (vgl. KRACHT i. V.).¹ Dabei ist zwar zunächst an sehr aufwändige Disziplinen wie die Astrophysik und an nicht weniger aufwändige Forschungseinrichtungen wie das CERN in Genf zu denken, aber auch vergleichsweise preiswerte Disziplinen wie die Linguistik mit der Dialektologie als eine ihrer Teildisziplinen sind von dieser Entwicklung betroffen – und zeige sich dies auch nur in der verstärkten Konkurrenz um Finanzmittel, bei der für die Politik und die Öffentlichkeit weniger prestigeträchtige Disziplinen wie eben die Linguistik und eo ipso die Dialektologie nicht selten das Nachsehen haben.

Nun ist der Terminus *Citizen Science* nicht gerade ein glücklich gewählter Ausdruck für das, was gemeint ist (vgl. FINKE 2014, 37–42). Dies liegt nicht zuletzt auch daran, dass im Englischen der Begriff *science* bekanntlich einen geringeren Begriffsumfang hat als *Wissenschaft* im Deutschen und lediglich die Naturwissenschaften umfasst, somit die Geistes- und Sozialwissenschaften und infolge dessen auch die Linguistik und mit ihr die Dialektologie ausschließt. Anders als Finke, der mangels einer adäquaten Übersetzung den englischsprachigen Terminus beibehält, entscheide

1 Ich danke Marcus Kracht für die Möglichkeit der Einsichtnahme in sein noch unveröffentlichtes Skript.

ich mich für *Laienwissenschaft*, zumal die Begriffe *Laienlinguistik* (z. B. ANTOS 1996) und *Laiendialektologie* (z. B. SCHNEIDER et al. 2011), um die es hier ja zuvörderst gehen soll, innerhalb des Fachdiskurses bekannt und eingeführt sind.

Wenn man sich mit dem Thema Laienwissenschaft befasst, gilt es in einem ersten Schritt zu unterscheiden zwischen einer Laienwissenschaft, die der professionellen Wissenschaft² zuarbeitet und deren Ergebnisse sodann von dieser ausgewertet und kontrolliert werden, und einer Laienwissenschaft, welche von der professionellen Wissenschaft hochgradig unabhängig ist und sich einer solchen Zuarbeit und Kontrolle entzieht (FINKE 2014, 42). Nur um die letztgenannte soll es hier gehen. Zu den wichtigsten Charakteristika dieser Wissenschaft zählt ihre feste Verankerung im Alltag bzw. in gesellschaftlichen Bereichen außerhalb des Wissenschaftssystems, sie bedient Bedarfe, welche von der professionellen Wissenschaft nicht abgedeckt werden und oft auch nicht abgedeckt werden können. Diese Bedarfe sind nicht selten deutlich anderer Art als solche, die sich aus der Dynamik, aber auch dem zeitweisen Stillstand der jeweiligen Fachdisziplinen ergeben. Obgleich auch wissenschaftliches Wissen zumindest historisch auf Alltagserfahrungen und dem daran anknüpfenden Alltagswissen basiert, haben sich die wissenschaftlichen Wissensbestände aufgrund ihrer zunehmenden Spezialisierung und Komplexität weit von der Sphäre des Alltags entfernt und sind ohne entsprechende Vorbildung und trotz der Tatsache, dass wissenschaftliches Wissen immer wieder ins Alltagswissen sedimentiert, aus einer Laienperspektive nur bedingt erschließbar. Demgegenüber knüpft die Laienwissenschaft sehr viel enger an alltägliche Wissensbestände und Alltagserfahrungen an. Dies wird allerdings nicht selten durch eine starke Vereinfachung und Vergröberung von einschlägigen Beschreibungen und Erklärungshypothesen erkaufte. Es sind aber gerade diese Vereinfachungen und Vergröberungen, welche den legitimen Bedarfen interessierter Laien entgegenkommen.

Dies lässt sich gut anhand der Forderung nach Präzision erläutern. Präzision als solche ist kein Wert an sich, sondern bemisst sich nach den Anforderungen unterschiedlicher Diskurse und jeweils vorfindlicher Randbedingungen der in Frage stehenden Forschung. Ein anschauliches Beispiel sind Kartierungen, wie sie von Botanikern und Ornithologen vorgenommen werden. Solche Karten werden heutzutage nicht selten von Laienwissenschaftlern erstellt. Häufig geht es dabei um gefährdete Arten wie z. B. den Schreiadler, der in Deutschland in Restbeständen nur noch in Mecklenburg-Vorpommern und in Brandenburg vorkommt. Hier empfiehlt es sich bereits aus Gründen des Naturschutzes, relativ ungenaue Karten zu veröffentlichen, die lediglich darüber Auskunft geben, ob eine Art in einem größeren Territorium vorhanden ist oder nicht. Für die professionelle Wissenschaft mögen solche ungenauen Kartierungen unzureichend sein, für den Diskurs unter interessierten Laien reichen sie meist völlig aus.³

2 Unter *professioneller Wissenschaft* wird hier die innerhalb des Wissenschaftssystems durch fachkundige Spezialisten vollzogene Wissenschaft verstanden.

3 Ich danke Peter Finke für sein Entgegenkommen, mir Einsicht in sein zur Zeit der Abfassung dieses Beitrags noch nicht veröffentlichtes Buch ‚Citizen Science. Das unterschätzte Wissen der Laien‘ zu

Ein anderer Gesichtspunkt ist der folgende: Aufgrund der Tatsache, dass die Laienwissenschaft fachwissenschaftlichen Diskursen nicht oder nur in einem vergleichsweise geringen Maße verpflichtet ist und sich weniger, kaum oder gar nicht an fachwissenschaftlichen Paradigmen orientiert, kommt es dort sehr viel problemloser zu holistischen Zugriffen auf die Forschungsgegenstände als in der professionellen Wissenschaft. Holistische Betrachtungsweisen erfordern nämlich ein Überschreiten der – im Übrigen meist hochgradig kontingenten – Grenzen zwischen von stets sich verengenden Fachdisziplinen und unter diesen subsumierten Teildisziplinen. Ein solches Überschreiten birgt stets das Risiko, in Bereichen außerhalb des jeweiligen Faches bzw. Spezialgebietes zu dilettieren, weshalb ein solches Risiko aus beruflichen Karrieregründen von Fachwissenschaftlern oft gescheut wird. Obwohl es innerhalb der Laienwissenschaft durchaus auch so etwas wie Karrieren gibt, ist das Problem hier wesentlich weniger virulent, eben weil es nicht um berufliche Karrieren geht.⁴ Dabei ist zu berücksichtigen, dass holistische Zugriffe auf Forschungsgegenstände, welche dieses Prädikat verdienen, nicht als eine bloße Aneinanderreihung von Erkenntnissen aus verschiedenen Disziplinen verstanden werden dürfen, sondern über eine Interdisziplinarität hinaus so etwas wie Transdisziplinarität verlangen, weil bei einer ganzheitlichen Perspektive stets mit Rückkopplungseffekten zwischen den beteiligten Disziplinen zu rechnen ist, welche ihrerseits zu Veränderungsprozessen innerhalb dieser Disziplinen führen können und häufig auch führen.

Selbstverständlich muss wie die professionelle Wissenschaft auch die Laienwissenschaft ihre Forschungsgegenstände modellieren. Diese Reduktionen vollziehen sich jedoch nach anderen Maßstäben, als dies in der durch Paradigmen und wissenschaftliche Schulen vorstrukturierten professionellen Wissenschaft der Fall ist, geht es doch in der Laienwissenschaft in einem höheren Maße um Gemeinverständlichkeit oder zumindest um einen hohen Grad von Verständlichkeit für andere Laienwissenschaftler und für der Zunft der Laienwissenschaftler zwar nicht zugehörige, an den Forschungsgegenständen aber dennoch interessierte Personen. Schließlich und nicht zuletzt befasst sich die Laienwissenschaft mit Gegenständen, welche die professionelle Wissenschaft – z. T. mit nachvollziehbaren Gründen – liegen lässt. Zu denken ist hier z. B. an die zahlreichen Aufsätze, welche die Zeit des Nationalsozialismus vor Ort zum Gegenstand haben. Die dort recherchierten Vorgänge sind auf allgemeiner Ebene in der Fachwissenschaft in der Regel bekannt, tragen zum generellen Verständnis der damaligen Zeit meist wenig oder gar nichts bei, zeigen aber sehr konkret und anschaulich, wie sich ein verbrecherisches Regime vor Ort auswirkte und welche lokale Unterstützung, aber auch welche lokalen Widerstände es gab. Diese Arbeiten kommen

gewähren, sowie für weitere wertvolle Hinweise.

4 Darüber hinaus sind Laienwissenschaftler, die sich um kontingente Fächergrenzen wenig kümmern, zumindest im gleichen Maße wie ernst zu nehmende professionelle Wissenschaftler gegen den unbändigen Drang zur Verkastung von Wissen gefeit, wie sie von manchen Bildungs- und Ausbildungsplannern im Bündnis mit der Bürokratie propagiert und an entscheidender Stelle nicht selten durchgesetzt werden.

einem heute verbreiteten Bedarf nach Aufklärung vor Ort nach und bringen die zwölf Jahre der NS-Diktatur im Sinne eines *tua res agitur* an Geschichte interessierten Laien besonders nahe.⁵

Wenn hier von *Laienwissenschaft* die Rede ist, so ist das Bestimmungswort dieses Kompositums, nämlich *Laie*, nicht in jedem Einzelfall zutreffend. Sicherlich: Viele, wenn nicht die Mehrzahl der Laienwissenschaftler sind Autodidakten, d.h. sie haben sich ihr Fachwissen nicht im Kontext einer kanonisierten Ausbildung angeeignet, betreiben ihre Wissenschaft in ihrer Freizeit und damit als Hobby, was im Übrigen selbstverständlich nicht ausschließt, dass es auch Laienwissenschaftler in ihrem Fachgebiet in Einzelfällen zu Höchstleistungen bringen können. Eine nicht unerhebliche Zahl von Laienwissenschaftlern hat jedoch durchaus eine professionelle Ausbildung erfahren, bleibt jedoch, da hauptberuflich nicht im Wissenschaftssystem tätig, von neueren Entwicklungen innerhalb des Faches meist unberührt und befindet sich daher auf einem Wissensstand, wie er zum Abschluss seiner Ausbildung aktuell war. Auch dies muss kein Nachteil sein, befreit es doch den Laienwissenschaftler davon, aktuellen wissenschaftlichen Trends zu folgen, welche die Fachwissenschaft zwar voranbringen, aber auch in einer Sackgasse enden können. In der Vergangenheit jedenfalls, d.h. vor der Etablierung des Wissenschaftssystems mit seiner Vielzahl an Fächern und seiner Tendenz zu einer immer stärkeren Spezialisierung, kam es immer wieder dazu, dass Laienforscher zu grundlegenden und umwälzenden Erkenntnissen in einer Wissenschaftsdisziplin beitrugen, in der sie lediglich Autodidakten waren. Ein herausragendes Beispiel für solche Vorgänge ist Georg Johann Mendel (1822–1884), der als Augustinermönch und Hilfslehrer nicht dem damaligen Wissenschaftssystem angehörte, von der etablierten Wissenschaft der damaligen Zeit weitgehend ignoriert wurde und dennoch im Bereich der Vererbungslehre ganz entscheidende Marksteine setzte. Es muss jedoch betont werden, dass heutzutage die im Vergleich zu Mendels Zeiten erheblich größere theoretische und methodische Komplexität heutiger naturwissenschaftlicher Forschungen für Laienforscher eine kaum zu überspringende Hürde darstellt, so dass derart bahnbrechende Leistungen von Laienforschern heutzutage eher unwahrscheinlich sind.⁶ Etwas anders stellt sich die Lage in den Geisteswissenschaften dar, obgleich auch hier – wie nicht zuletzt die Entwicklung in der Linguistik zeigt – in einigen Fächern die Hürden immer höher werden.

5 Ein anschauliches Beispiel für Publikationen dieser Art sind die regelmäßig im Historischen Jahrbuch für den Kreis Herford erscheinenden einschlägigen, gut recherchierten Aufsätze zur NS-Zeit vor Ort, wie z. B. KLUGE (2006) oder DARNAUER (2007).

6 Ein höchst interessanter Ausnahmefall ist der Physiker, Ingenieur und Erfinder Manfred von Ardenne, der zwar eine kurze Zeit Physik studiert hatte, den überwiegenden Teil seiner Kenntnisse jedoch im Selbststudium erworben hat und von seiner formalen Ausbildung her im Zwischenbereich von professioneller und laikaler Wissenschaft zu lokalisieren ist.

2. Professionelle Linguistik und Laienlinguistik, professionelle Dialektologie und Laiendialektologie

Trotz des zunehmenden Abstandes zwischen der professionellen und der laikalen Sprachwissenschaft ist gerade in der Linguistik und ihren Teildisziplinen, also auch in der Dialektologie, das Verhältnis zwischen professioneller und laikaler Sprachwissenschaft ein ganz spezifisches. Dies liegt zuvörderst an ihrem gemeinsamen Gegenstand, eben der natürlichen Sprache. Da ohne ein Mindestmaß an metasprachlichem Wissen sprechen schlechterdings nicht möglich ist – möge dies unter wissenstypologischen Gesichtspunkten ein implizites Handlungswissen oder ein Wissen im engeren Sinne, also ein explizites Wissen sein –, verfügt jeder Sprecher – auch der ungeübteste – zumindest über eine Vorstellung davon, was sprachlich korrekt und was sprachlich inkorrekt bzw. was sprachlich akzeptabel und was sprachlich inakzeptabel ist. Daher ist davon auszugehen, dass bei jeder sprachlichen Äußerung im Hintergrund gewissermaßen als Kontrollinstanz Teile des metasprachlichen Wissensvorrates aktiviert werden – ganz im Sinne eines metasprachlichen Begleitbewusstseins, wie vor bereits 40 Jahren von Klaus HEGER formuliert wurde (HEGER 1971). Jeder auch nur durchschnittlich sozialisierte Sprecher einer natürlichen Sprache ist daher prinzipiell in der Lage, sich stets in irgendeiner Weise zumindest über seine Muttersprache zu äußern. Dies ist bei anderen Gegenständen durchaus anders. Ein Sprecher einer Inuit-Sprache vermag daher über die polysynthetischen Strukturen seiner Sprache in irgendeiner Form Auskunft zu geben, nicht aber über die Sukkulenten in den ariden Zonen Namibias, während der in Namibia ansässige Sprecher einer Khoisan-Sprache die für seine Sprache charakteristischen Klick-Laute in irgendeiner Weise zu beschreiben vermag, nicht aber die charakteristischen Eigenschaften von Grönland Huskys und anderen Schlittenhunden. Und schließlich kann nur eine extrem kleine Minderheit von Menschen welcher Sprache auch immer irgendetwas halbwegs Zutreffendes über Higgs-Teilchen sagen. Kurzum: Sprache als Gegenstand, über den man sich äußern und dem man Prädikate zuordnen kann, ist jedem Sprecher zugänglich. Dies geschieht allerdings in unterschiedlich elaborierter Form: Bei durchschnittlichen, an Sprache nur wenig interessierten Sprechern,⁷ sind die metasprachlichen Wissensbestände erwartungsgemäß weniger elaboriert als bei Laienlinguisten, wohingegen professionelle Linguisten berufsbedingt über weitaus differenziertere metasprachliche Wissensbestände verfügen als Laienlinguisten. Dennoch gibt es zwischen diesen Wissensbeständen keine scharfen Grenzen, vielmehr sind mehr oder weniger breite Übergangszonen anzusetzen, und letztlich findet jedes metasprachliche Wissen – auch das metasprachliche Fachwissen des professionellen Sprachwissenschaftlers – seinen Anfangsgrund im Wissen des durchschnittlichen Sprechers.

Der Bezug zwischen den metasprachlichen Wissensbeständen des Durchschnittssprechers einerseits und des professionellen Linguisten andererseits ist damit noch

7 Linguisten sollten sich meines Erachtens endlich einmal damit abfinden, dass Sprache für die meisten Menschen lediglich ein peripheres Thema ist.

nicht hinreichend beschrieben. Ein weiteres Spezifikum kommt hinzu. Bekanntlich sind durchschnittliche Sprecher im Rahmen der linguistischen Feldforschung zunächst einmal Datenlieferanten für objektsprachliche Daten. Dennoch muss man auch in der Feldforschung regelmäßig auf das metasprachliche Wissen der Probanden zurückgreifen – zumindest wenn es um die Alternative korrekt vs. inkorrekt bzw. um Grade der Akzeptabilität geht – und dies umso mehr, wenn der Explorator selbst kein *native speaker* der betreffenden Sprache bzw. der entsprechenden dialektalen Varietät ist, was in der professionellen Linguistik eher die Regel als die Ausnahme ist. Zum Beispiel dürfte ein kompetenter Sprecher des Nordniederdeutschen einen Satz wie *Dat is Ullas Brödigam* (ELMENTALER 2012, 142) als nicht korrekt, demgegenüber Sätze wie *Dat is de Brödigam vun Ulla* bzw. *Dat is Ulla ehr Brödigam* (ebd.) als korrekt bewerten – vermutlich mit einer stilistischen Präferenz für die letztgenannte Alternative (vgl. auch WIRRER 2014, im Erscheinen). Und auch was den Sprachgebrauch, vor allem jedoch, was die Biographie einer Gewährsperson in ihrer Rolle als Sprecher von der sprachlichen Erstsozialisation bis hin zum Zeitpunkt des Interviews, also ihre Sprecherbiographie, betrifft, so ist der professionelle Feldforscher bei aller gebotenen Zurückhaltung und bei allem Interpretationsbedarf auf das metasprachliche Wissen seiner Gewährspersonen angewiesen.⁸ Das gegenüber den Durchschnittssprechern stärker elaborierte metasprachliche Wissen von Laienlinguisten kann sich dabei als besonders hilfreich erweisen, es kann sich aber auch in einzelnen Fällen als hinderlich herausstellen, denn wie unter den professionellen Sprachwissenschaftlern ist auch unter den Laienlinguisten ideologische Borniertheit und Besserwisserei immer wieder einmal anzutreffen.⁹

Im Allgemeinen können jedoch gerade auch laienlinguistische Publikationen für professionelle Sprachwissenschaftler und besonders für professionelle Dialektologen durchaus hilfreich sein. Dazu die folgenden Überlegungen: Publikationen von Laiendialektologen beschränken sich in erster Linie auf Wörterbücher, meist Ortswörterbücher, seltener Regionalwörterbücher. Viele dieser Wörterbücher enthalten kurze Abschnitte zur sog. Lautlehre und zur Morphologie, Abschnitte zur Syntax sind die Ausnahme. Des Weiteren sind oftmals nicht nur monolexikalische, sondern auch polylexikalische Einheiten aufgenommen. Dies geschieht durchweg in besonderen Abschnitten unter der Überschrift *Sprichwörter und Redensarten* o. Ä. Grammatiken im engeren Sinne, also Publikationen, in denen es nur um phonetische und phonologische sowie morphologische, syntaktische und satzübergreifende Strukturen geht, bilden eine Ausnahme. Die Motive, die zu diesen Publikationen führen, sind trotz

8 Wie wichtig dieses metasprachliche Wissen für den Feldforscher ist, hebt z. B. SENFT (1995) mit Bezug auf seine Feldforschungen zum Kilivila, der autochthonen Sprache der Trobriand-Inseln, hervor. Anhand zahlreicher Beispiele zeigt SENFT, wie seine Gewährspersonen zur Korrektur falscher von ihm verfolgter Hypothesen über sprachliche Strukturen, über die Bedeutung einzelner Nomina und über pragmatische Restriktionen beigetragen haben. Dass dies nur vermittels metasprachlicher Wissensbestände geschehen kann, ist evident.

9 Ein prominentes Beispiel für diese Art von Besserwisserei und Halbbildung ist Bastian SICKS in mehreren Auflagen erschienenen Buch ‚Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod‘ (SICK 2004).

kleinerer gemeinsamer Schnittmengen durchaus andere als die Motive, die den Veröffentlichungen professioneller Dialektologen zugrunde liegen. Gemeinsam ist beiden Motivlagen jedoch vor allem der Wunsch nach einer Dokumentation. Damit sind die Gemeinsamkeiten allerdings im Wesentlichen erschöpft. An erster Stelle steht bei den Laiendialektologen meist der verständliche Wunsch nach Spracherhalt und Sprachpflege, weniger das Bemühen um neue Erkenntnisse und schon gar nicht das Bestreben nach einer empirischen Stützung theoretischer Konzepte. Dabei beschränkt sich der Wunsch zum Spracherhalt bzw. zur Sprachpflege in der Regel auf die jeweiligen Basisdialekte vor Ort oder bestenfalls der Region.¹⁰ Gerade dies macht die laiidialektologischen Wörterbücher und Grammatiken aber trotz mancher Unzulänglichkeiten für die Fachwissenschaft interessant. Zwar vermitteln diese Publikationen in aller Regel keine neuen, zumindest keine grundlegend neuen Einsichten. Wenn man überdies berücksichtigt, dass von professionellen Dialektologen erstellte Orts- bzw. Regionalwörterbücher sowie -grammatiken bestenfalls die Ausnahme sind, dann bleibt folgerichtig festzustellen: Wenn sich die Laiendialektologen nicht um den örtlichen Lexembestand und um manche – vermeintliche oder tatsächliche – Besonderheiten der Ortsdialekte oder der umgebenden Region kümmern, dann macht es niemand.¹¹ Und schließlich wird mit solchen Veröffentlichungen ein Publikum angesprochen, welches für fachwissenschaftliche Publikationen in aller Regel nicht erreichbar ist.

Worin genau liegt nun das spezifische Interesse der professionellen Dialektologie an der Laiendialektologie? Wie die fachwissenschaftlichen bedürfen auch die laiidialektologischen Veröffentlichungen, also hier die Laienwörterbücher und -grammatiken, zunächst einer kritischen Lektüre. Dabei handelt es sich in erster Linie um eine Quellenkritik, was nichts anderes besagt, als dass die laiidialektologischen Wörterbücher und Grammatiken für die professionelle Dialektologie in erster Linie als Quellen anzusehen sind. Weshalb? Die von SCHMIDT und HERRGEN 2011 geprägte und sehr anschauliche Metapher der „sprechenden Köpfe“ (SCHMIDT/HERRGEN 2011, 176) – wenngleich in einem etwas anderen Zusammenhang – aufnehmend, ist davon auszugehen, dass bei den meisten laiidialektologischen Wörterbüchern und Grammatiken ein kompetenter Dialektsprecher zu uns spricht, heute nicht selten einer der letzten aus dem betreffenden Ort oder einer der wenigen aus der betreffenden Region. Denn in aller Regel nehmen Laiendialektologen keine methodisch kontrollierten Erhebungen bei anderen Sprechern vor, ziehen aber nicht selten – gewissermaßen als Rückversicherung – andere vor Ort und in der Region als besonders kompetent

10 Ein geradezu prototypischer Beleg für diesen Befund ist folgendes Zitat aus dem 1988 erschienenen Wörterbuch ‚Plattdeutsch im unteren Werretal‘ von Gustav STÜHMEIER. Zu seinen persönlichen Motiven schreibt der Autor: „Als Triebfeder zu dieser bis jetzt jahrzehntelang durchgeführten Sammlung plattdeutscher Wörter, Sprichwörter und kleiner Liedchen habe ich die Möglichkeit gesehen, den bis jetzt noch vorhandenen Sprachschatz aus der hiesigen plattdeutschen Sprache nicht nur festzuhalten, sondern weiter zu überliefern“ (STÜHMEIER 1988, 6).

11 Sehr treffend wird in diesem Zusammenhang von Gustav STÜHMEIER im vom damaligen Bürgermeister der Stadt Löhne und dem damaligen Vorsitzenden des Heimatvereins Löhne unterzeichneten Vorwort als einem „Schatzgräber der Mundart“ (STÜHMEIER 1988, 3) gesprochen.

geltende Sprecher zu Rate.¹² Die Veröffentlichungen spiegeln somit den Status quo der dialektalen Kompetenz ihrer Autoren wider. Sie befragen also im Wesentlichen sich selbst und geraten auf diese Weise in den Status einer Gewährsperson, allerdings ausgerüstet mit einem metasprachlichen Wissen, das sich als elaborierter erweist als das eines durchschnittlichen und an Sprache nur beiläufig interessierten Sprechers.

Als Quellen bergen diese Schriften somit für die Fachwissenschaft eine Chance und eine Gefahr zugleich. Die Chancen bestehen in einem Zugriff auf sonst nicht zur Verfügung stehende objektsprachliche Daten und – wenn man neuere Entwicklungen in der Sprachwissenschaft in Betracht zieht – in einem Zugriff auf metasprachliche Daten, welche für die Rekonstruktion laikaler metasprachlicher Wissensbestände relevant sind. Darüber hinaus gestatten sie einen Einblick in den laikalen dialektologischen Diskurs, der sich aus diesen Wissensbeständen speist und in einem Rückkopplungsprozess auf diese zurückwirkt. Die Gefahr, wenn denn *Gefahr* in diesem Zusammenhang ein passender Ausdruck ist, besteht zuvörderst darin, dass – abgesehen von dem unter Laienlinguisten nicht selten anzutreffenden Mangel an Quellenkritik¹³ – laiendialektologische Schriften immer wieder von sprachideologischen Vorstellungen¹⁴ geprägt sind, was sich erwartungsgemäß auch auf die in laiendialektologischen Wörterbüchern aufgenommenen Daten und den Umgang mit denselben in Laiengrammatiken bzw. kurzen in den Wörterbüchern enthaltenen grammatischen Abrissen auswirkt. Eine unter Laiendialektologen immer wieder anzutreffende Ideologie ist die eines sprachlichen Purismus. Dazu ein Beispiel: Im Vorwort zu Ferdinand LIEKMEIERS Buch ‚Das Scharmeder Platt‘ heißt es: „In teilweise lebhaften Diskussionen [innerhalb des Heimatvereins Scharmede, J. W.] um bestimmte Ausdrücke wurde sichergestellt, daß Fremdeinflüsse ausgeschaltet und die ursprünglichen Ausdrücke gefunden wurden“ (LIEKMEIER 1987, 1-001). Dies bedeutet konsequenterweise, dass in dem Buch nicht der seinerzeit gültige Stand des Ortsdialekts dargestellt wird, sondern ein nicht genau zu bestimmender fiktiver *Status quo ante*. Dass Sprachkontakt

12 Darüber hinaus suchen zumindest einige Autoren auch Rat bei Institutionen, deren Aktivitäten zu einem nicht geringen Teil auf den Übergangsbereich zwischen Wissenschaft und interessierter Öffentlichkeit orientiert sind wie z. B. das Institut für Niederdeutsche Sprache in Bremen, die Kommission für Mundart- und Namenforschung des LWL in Münster oder auch die ebenfalls in Münster ansässige Volkskundliche Kommission für Westfalen.

13 Ein anschauliches und in sich widersprüchliches Beispiel, das allerdings einen eng benachbarten Bereich, nämlich die Flurnamenforschung, betrifft, findet sich in dem sehr verdienstvollen Aufsatz von Gerhard HEINING zur Landschaft und Besiedlungsgeschichte der Spenger Ortsteile Wallenbrück und Bardüttingdorf (HEINING 1992). Zwar hebt der Verfasser die Schwächen einer der wichtigsten einschlägigen Quellen, nämlich des Preußischen Urkatasters, hervor, dies hindert ihn jedoch nicht daran, in seiner Flurnamenkarte Flurnamen aus rezenten Quellen durch solche aus dem Urkataster zu ergänzen.

14 Damit soll nicht behauptet werden, dass es Vorstellungen dieser Art unter Sprachwissenschaftlern nicht gäbe und niemals gegeben habe. Die Modellierung des Sprechers als sprechender Automat, wie sie der Generativen Grammatik, zumal ihren frühen Spielarten, zugrunde liegt, ist ein Beispiel einer solchen – wenngleich vergleichsweise harmlosen – ideologischen Festlegung. Sehr viel weiter gehende von Sprachwissenschaftlern vertretene ideologische und z. T. fatale Positionen dokumentiert Ruth RÖMER in ihrem Buch ‚Sprachwissenschaft und Rassenideologie‘ (RÖMER 1985).

die Regel ist – genauso wie ständig vonstatten gehende Sprachwandelprozesse – ist sprachwissenschaftlichen Laien wie auch manchen Laiendialektologen oft nur schwer oder gar nicht beizubringen.¹⁵ Ideologisch geprägt ist auch der Topos von der vermeintlichen Einfachheit und Anschaulichkeit des Niederdeutschen. Entsprechend äußert sich Willi KRIFT in der Einleitung seines Buches ‚Die Soester Mundart. Sausker Platt‘: „Plattdeutsch ist eine Sprache, welche sich nicht nur durch Einfachheit, sondern auch durch Anschaulichkeit auszeichnet. Mit wenigen Worten viel und anschaulich [etwas, J.W.] sagen!“ (KRIFT 1987, 7). Tatsächlich liegt diesem Zitat eine falsche Prädikation zugrunde: der Sprache, hier dem Niederdeutschen, werden Eigenschaften zugesprochen, die lediglich einem häufig anzutreffenden Sprachgebrauch zukommen. Selbstverständlich lassen sich auch im Niederdeutschen hypotaktische Satzstrukturen mit einem hohen Verschachtelungsgrad bilden, auch wenn dies heute höchst selten geschieht. Somit könnte die abwegige, da auf einer falschen Prädikation beruhende Behauptung KRIFTS einerseits zu der irrigen Annahme verleiten, derzufolge komplexe syntaktische Strukturen im Niederdeutschen nicht möglich seien, und andererseits dazu führen, dass die Tatsache, dass im gesprochenen Standarddeutsch in der alltäglichen Kommunikation komplexe hypotaktische Satzgefüge ebenso selten sind wie im Niederdeutschen, schlicht ignoriert wird. Und warum schließlich „*aowwents weret de fuilen fluutich!*“ anschaulicher sein soll als „*Abends werden die Faulen fleißig!*“ (KRIFT 1987, 76), ist nicht nachzuvollziehen.

2.1. Zum Problem der Genauigkeit

Falsche Prädikationen wie die genannten machen dreierlei deutlich: Erstens bleibt festzustellen, dass, wie die angeführten Beispiele zeigen, Laienlinguisten und eo ipso Laiendialektologen oft über nur grobmaschige sprachtheoretische Konzeptionen und entsprechend grobmaschige terminologische Instrumentarien verfügen. Hierbei ist zweitens allerdings zu berücksichtigen, dass diese Grobmaschigkeit ziemlich genau die Art und Weise widerspiegelt, wie linguistische Laien Sprache wahrnehmen. Mit anderen Worten: Sprache begegnet linguistischen Laien in ihrer Lebenswirklichkeit nur in ihrem konkreten Gebrauch, nicht aber als linguistisches System. Wenn dies so ist, dann kommen die grobkörnigen laientheoretischen Konzeptionen und Terminolo-

15 Ein Beleg für diese Annahme sind die Reaktionen, die ich bei hiesigen am Niederdeutschen interessierten sprachwissenschaftlichen Laien auf meine Erhebungen zum American Low German registrieren konnte. Es wird davon ausgegangen, ja es wird geradezu gefordert, dass es zwischen hiesigen – z. B. ostwestfälischen – und dortigen Siedlungsvarietäten eine Eins-zu-eins-Entsprechung gebe, alles andere sei eben nicht „echt“, ja „verderbt“. Die hier angesprochene Klientel ist schlicht und einfach nicht davon zu überzeugen – zumindest nicht dauerhaft –, dass die verbleibenden nordamerikanischen Niederdeutschsprecher von den ihnen zur Verfügung stehenden sprachlichen Ressourcen durchaus einen kreativen Gebrauch machen. Ein anschauliches Beispiel für diese Art von Kreativität ist das Verb *moven* im Sinne von ‘den Wohnort wechseln’, dessen Entstehung sich einer – hier partiellen – Homonymenflucht verdankt (vgl. *ümtrecken* vs. *sik ümtrecken*).

logien den Erfordernissen des laikalen metasprachlichen Diskurses näher, als stark differenzierte fachwissenschaftliche theoretische Konzepte dazu jemals in der Lage wären. Bezogen auf das Beispiel der falschen Prädikation heißt dies: Einer Differenzierung zwischen Sprache als semiotischem System und Sprachgebrauch, etwa im Sinne COSERIUS zwischen *langue* als System, *Norm* als den ‚normalen‘, konventionalisierten sowie *parole* als den *hic et nunc* aufkommenden sprachlichen Realisierungen (vgl. COSERIU 1970), bedarf es für den laikalen Diskurs durchaus nicht. Ähnlich sieht es mit der Differenzierung von Phonem und Allophon aus. Diese werden in der Lebenswelt der durchschnittlichen Sprecher gleichermaßen als ‚Laute‘ wahrgenommen.¹⁶ Vor diesem Hintergrund ist es nur konsequent, wenn den meisten laien-dialektologischen Grammatiken und Grammatikskizzen lediglich von *Lauten*, unterteilt nach Vokalen – diese ggf. differenziert nach Monophthongen und Diphthongen (z. B. SCHÜLING 1987) – und Konsonanten. Im Bereich der Allophone führt dies zu der Konsequenz, dass z. B. die für weite Teile des Westfälischen charakteristische komplementäre Distribution der Allophone [χ] und [g] des Phonems /g/ und Vernachlässigung des weiteren Allophons [ç] sehr verkürzt und lediglich unter Zuhilfenahme des lateinischen Alphabets dargestellt wird (vgl. BORN 1978, 12). Auch für eine solche stark vereinfachte und verkürzte Darstellung gibt es mit Rücksicht auf den Wissensstand der intendierten Leserschaft gute Gründe. Ähnliche Gründe sprechen auch dafür, dass mit Bezug auf Diphthonge oft von *Doppellauten* die Rede ist (vgl. z. B. BORN 1978, 11). Auch hier wird eine Ungenauigkeit in Kauf genommen, denn als *Doppellaute* könnte man z. B. auch die Affrikaten /pf/ und /ts/ bezeichnen, die als autochthone Konsonantencluster im Niederdeutschen zwar nicht vorkommen, sich aber in Lexika heutiger niederdeutscher Varietäten in Übernahmen aus dem Standarddeutschen nachweisen lassen. Durch die Auflistung von Beispielen wird jedoch in Borns Grammatik hinreichend klar, was gemeint ist.

Wenn der laienlinguistische und eo ipso der laien-dialektale Diskurs unmittelbar an die Lebenswelt linguistischer Laien anknüpft und anknüpfen muss, um dort nicht auf weitgehendes Unverständnis zu stoßen, so bedeutet dies nicht, dass er institutionell, und das heißt überwiegend schulisch vermittelte rudimentäre linguistische Wissensbestände unberücksichtigt lassen darf. Zumindest was die sprachlichen Ebenen von Morphologie und Syntax betrifft, speist sich dieses Wissen überwiegend aus der lateinischen Schulgrammatik. Dazu lediglich ein Beispiel: Bekanntlich kennt das Niederdeutsche mit Ausnahme eines kleinen Streifens im äußersten Süden Westfalens lediglich zwei Kasus, nämlich *casus rectus* und *casus obliquus*. In der lateinischen Schulgrammatik wird aber stets von vier Kasus ausgegangen – und dies auch bei

16 Im Übrigen ist auch im vorliegenden Beitrag weiter oben von *Lauten* die Rede – und zwar dort, wo es um die Klick-Laute in den Khoisan-Sprachen geht. Im obigen Zusammenhang ist es schlicht und einfach irrelevant, ob es sich dabei um Phoneme oder Allophone handelt. Ein höherer Grad an Genauigkeit ist somit nicht erforderlich. De facto allerdings handelt es sich in den Khoisan-Sprachen um Phoneme wie übrigens auch z. B. in der Bantu-Sprache Zulu, welche die Klicklaute aus den Khoisan-Sprachen in ihr Phoneminventar aufgenommen hat (vgl. den Klicklaut *q* in *qeda* ‘beenden’ vs. den stimmhaften Plosivlaut *b* in *beda* ‘Unsinn erzählen, Spaß machen’).

Sprachen wie dem Englischen, das im Bereich der Substantive überhaupt keine Kasus und lediglich bei den Personalpronomina ein Zweikasussystem kennt. Unter fachwissenschaftlichen Gesichtspunkten ist ein solches Vorgehen schlicht unsinnig. Da aber die Mehrzahl der Rezipienten von laiendialektologischen Grammatiken bzw. entsprechenden Abrissen ein grammatikalisches Grundwissen – wenn überhaupt – anhand von recht problematischen, auf lateingrammatischer Grundlage erfolgten Beschreibungen von Flexionsparadigmen des Standarddeutschen¹⁷ erworben hat, ist ein solches Vorgehen nachvollziehbar, eben weil so an vertraute Wissensbestände direkt angeknüpft werden kann. Hinsichtlich der Genauigkeit hat dies dann weitere Konsequenzen, wie sich an der Grammatik zum Münsterländer Platt von BORN (1978) zeigen lässt. Dort heißt es: „**Dativ und Akkusativ fallen zusammen unter Verlust des Dativs ... Bei 2 Objekten** – (Dativ und Akkusativ) – hat der Dativ die Form des Akkusativs, aber die Funktion des Dativs, da er vor einem Akkusativ steht (s. Englisch „Stellungsdativ“): Stimmt *den hilligen Mann en Leedken an*“ (BORN 1978, 45f.). Unter grammatiktheoretischen Gesichtspunkten ist diese Darstellung höchst unzureichend – und sie war es auch bereits im Erscheinungsjahr des Buches. Im Zusammenhang mit einem Zweikasussystem von einem Verlust des Dativs zu sprechen, ist mehr als problematisch.¹⁸ Abgesehen davon, dass es im Standarddeutschen – und die standarddeutsche Syntax dient BORN hier als Muster – bekanntlich auch Sätze mit lediglich einem indirekten Objekt, in der Terminologie des Verfassers *Dativobjekt*, gibt, ist es unter syntaktischen und morphologischen Gesichtspunkten unsinnig zu behaupten, der Dativ habe die Form des Akkusativs und die Funktion des Dativs. In der Fachwissenschaft hätte man sich bereits 1978 auf die FILLMOREschen Tiefenkasus (vgl. FILLMORE 1968) oder ggf. auch auf die strukturelle Semantik von GREIMAS und das dort entwickelte Aktantenkonzept (GREIMAS 1966) berufen können, mit Rücksichtnahme auf die intendierte Leserschaft, die in ihrer überwiegenden Mehrzahl bestenfalls über Grundkenntnisse der lateinischen Schulgrammatik verfügt, sind BORNs Ausführungen bei all ihren fachwissenschaftlichen Unzulänglichkeiten einer Laiengrammatik angemessen. Mit anderen Worten: Das Problem ist mit Bezug auf den laiendialektologischen Diskurs hinreichend genau beschrieben.

17 Solche Beschreibungen sind bereits deshalb problematisch, weil auch im Standarddeutschen das Kasussystem hochgradig und z. T. gänzlich abgebaut ist – man denke hier nur an den Plural der Feminina – und in vielen Fällen lediglich der Artikel Kasusunterschiede markiert.

18 Diese Aussage spiegelt im Übrigen auch die Zeit wider, in welcher Born seine sprachwissenschaftlichen Kenntnisse erworben hat und in welcher ein historischer Zugriff auf Sprache die Linguistik recht einseitig dominierte.

3. Professionelle und laikale Lexikographie¹⁹

Dass sich die Aktivitäten von Laiendialektologen überwiegend in der Lexikographie niederschlagen, ist nicht erstaunlich angesichts der Tatsache, dass das Interesse dialektologischer Laien vor allem auf den Wortbestand, weniger auf die Aussprache, noch weniger auf die Morphologie und kaum auf die Syntax ausgerichtet ist.²⁰ Zwar enthalten – wie bereits erwähnt – von Laiendialektologen zusammengestellte Wörterbücher nicht selten kurze Darstellungen zur sog. Lautlehre wie auch zur Morphologie und Syntax, ich möchte mich im Folgenden jedoch auf den lexikographischen Kern dieser auf die niederdeutsche Lexik bezogenen Publikationen konzentrieren und auch die nicht wenigen Listen zum phraseologischen Bestand nur am Rande erwähnen.

Von ihrer Grundstruktur her verfügen die einschlägigen Wörterbücher nur über eine geringe Bandbreite. Fast alle präsentieren den aufgenommenen Wortschatz in alphabetischer Reihenfolge. Unter diesen gehen manche von einem niederdeutschen Lemma aus wie z. B. SCHÜLING (1987), andere von einem standarddeutschen wie z. B. LIEKMEIER (1987), nur wenige halten ein zweigeteiltes Lexikon vor: eines mit niederdeutschen und eines mit standarddeutschen Lemmata wie z. B. DANKENBRING (2003). Darüber hinaus enthalten einige Wörterbücher Listen, in welchen der Kernwortschatz bzw. was die Verfasser für den Kernwortschatz halten auszugsweise nach Sachgebieten geordnet ist wie etwa KRIFT (1987). Damit gehen die Wörterbuchschreiber von unterschiedlichen Bedarfen und sprachsoziologischen Gegebenheiten aus. Ein Lexikon mit ausschließlich niederdeutschen Lemmata macht nur Sinn genau dort, wo das Niederdeutsche im Alltag hinreichend präsent ist wie z. B. in Dithmarschen oder auch im Westmünsterland; in dialekt schwachen Regionen wie Ostwestfalen und besonders Südwestfalen empfiehlt es sich, von standarddeutschen Lemmata auszugehen. Diese Sachlage wird von den o. g. Wörterbüchern berücksichtigt, was bedeutet, dass die Wörterbuchverfasser nicht nur über die sprachliche Situation vor Ort bzw. in der Region gut informiert sind, sondern aus dieser Kenntnis auch die richtigen Schlüsse hinsichtlich der Bedarfe der anvisierten Wörterbuchbenutzer ziehen. Selbstverständlich ist stets ein Wörterbuch vorzuziehen, das den Wortschatz aus zwei Perspektiven präsentiert. Es ist aber kein Zufall, dass dies unter den o. g. Wörterbüchern lediglich auf das jüngste aus dem Jahre 2003 zutrifft, das also zu einer Zeit erschienen ist, als aufgrund der dann bereits weit verbreiteten Möglichkeiten der elektronischen Datenverarbeitung, sich zumindest bei einfachen Lexikoneinträgen eine Umkehrung von Lemma und Erläuterung problemlos und ohne großen Aufwand bewerkstelligen ließ. Auch eine Strukturierung des Kernwortschatzes nach Sachgebieten

19 Hinsichtlich ihrer Materialgrundlage beanspruchen die folgenden Ausführungen keine Repräsentativität. Sie sollen vielmehr einen Anstoß zu weitergehenden Untersuchungen geben. Ich gehe allerdings davon aus, zentrale Gesichtspunkte eines solchen Vergleichs erfasst zu haben.

20 Die Bedarfe professioneller Dialektologen sind in dieser Hinsicht so grundlegend anders nicht. Jedenfalls gehören Wörterbücher zu den Publikationen, auf die auch die professionellen Dialektologen am häufigsten zurückgreifen dürften.

kommt sicherlich dem Bedarf zahlreicher Wörterbuchbenutzer entgegen, wobei zu berücksichtigen bleibt, dass es sich bei dem Kernwortschatz einer Sprache um eine randunscharfe Menge von Lexemen handelt. So berücksichtigt KRIFT (1987) einige Kategorien, deren Lexeme in ihrer Mehrzahl unstrittig zum Kernwortschatz gehören wie z. B. Wochentage, Monate, allgemein verbreitete kirchliche Feiertage, Körperteile und Verwandtschaftsbezeichnungen, darüber hinaus werden aber auch Kategorien in Betracht gezogen, die zwar unbestritten nicht zum Kernwortschatz zählen, aber den vermuteten Bedarfen der Wörterbuchbenutzer entgegenkommen. Dazu zählen z. B. Ortsnamen, vornehmlich aus der südwestfälischen Umgebung, und wahrscheinlich auch Personennamen. Allerdings ist diese Auswahl nicht frei von ideologisch bedingten Einschränkungen. Sachgebiete aus der Technik, der Verwaltung und Politik fehlen gänzlich, aufgenommen sind außer den bereits erwähnten nur solche Wörter, die mit einer z. T. vergangenen bäuerlichen Welt kompatibel sind. Der Einwand, dass das Niederdeutsche für diese Bereiche kein Vokabular bereitstelle, trägt nicht, denn das Niederdeutsche ist hier zwar relativ, aber nicht völlig unproduktiv, und wenn keine niederdeutschen Lexeme bereit stehen, dann werden die Lücken eben durch Wortgut aus anderen Lexika, vornehmlich dem Standarddeutschen abgedeckt. Eine Restriktion, wie KRIFT sie vornimmt, läuft überdies Gefahr, den Gebrauch des Niederdeutschen zusätzlich einzuschränken, und dies kann nicht im Sinne eines sprachpflegerischen Engagements liegen.

Der Unterschied zwischen professionellen Wörterbüchern zum Niederdeutschen wie z. B. das Westfälische oder das Hamburgische Wörterbuch schlägt sich vor allem in den Erläuterungen zu den einzelnen Lemmata nieder. Die Laienwörterbücher sind fast ausnahmslos Bedeutungswörterbücher, die auf weitere Angaben völlig verzichten (z. B. KRIFT 1987, STÜHMEIER 1988) oder sich auf wenige Informationen zur Aussprache (z. B. SCHÜLING 1987), auf Kennzeichnung der Genera (z. B. LIEKMEIER 1987), Flexionsformen bei starken Verba (z. B. DANKENBRING 2003) oder gelegentliche Angaben von Pluralformen im Bereich der Substantiva beschränken (z. B. KRIFT 1987) oder in die Wortlisten gelegentlich einschlägige Phraseme einstreuen (z. B. BORN 1979), wohingegen die professionellen Wörterbücher bekanntlich Lexikonartikel vorsehen, die neben reinen Bedeutungsangaben, Angaben zu Wortart, Genus, Pluralbildungen, prototypischen Anwendungen, einschlägigen Phrasemen, Angaben zur Etymologie, zum räumlichen und lokalen Vorkommen und zu den den Daten zugrunde liegenden Quellen enthalten. Gerade diese Unterschiede zeigen, dass beide Arten von Wörterbüchern unterschiedlichen Diskursen zuzuordnen sind und entsprechenden unterschiedlichen Bedarfen nachkommen. Zwar dienen beide nicht zuletzt der Dokumentation des jeweiligen Wortschatzes, die laikalen Wörterbücher entspringen jedoch darüber hinaus auch einem sprachpflegerischen Motiv, das den professionellen naturgemäß fremd ist. Warum das so ist, ergibt sich aus den folgenden Überlegungen: Man kann zwar als Sprachwissenschaftler auch Sprachpfleger sein, nicht aber beides zur selben Zeit. Linguistik und Sprachpflege sind prinzipiell miteinander unverträglich. Wer sich als Sprachpfleger auf genuin linguistische Argumente stützt und z. B. mit den psychosozialen und kognitiven Vorteilen von Vielsprachigkeit argumentiert, ist zur Erfolg-

losigkeit verdammt, umgekehrt wird derjenige, der sich innerhalb des fachwissenschaftlichen Diskurses genuin sprachpflegerischer Argumente bedient, zu Recht nicht ernst genommen. Ein Beispiel sind die weit verbreiteten Topoi, denen zufolge das ‚Plattdeutsche‘ eine warme und gemütliche Sprache (vgl. WIRRER 1987) und Kritik, wenn sie auf ‚Plattdeutsch‘ geäußert werde, weniger verletzend sei. Als Sprachpfleger kann man mit Argumenten dieser Art vielleicht Erfolg haben. Unter fachwissenschaftlichen Gesichtspunkten sind solche Behauptungen unsinnig. Nicht das Plattdeutsche als Sprache bzw. als Sprachsystem ist warm und gemütlich, sondern die Situationen, in denen es nach der Erfahrung vieler Sprecher verwendet wird. Dass Menschen es so empfinden und es demzufolge zu solchen falschen Prädikationen kommt, ist bekanntlich und trivialerweise der Diglossie geschuldet. Solche Prädikationen sind aber ein Teil der sprachsoziologischen Wirklichkeit und somit ein gesellschaftliches Faktum, das man als Fachwissenschaftler in Betracht ziehen muss.

Aus all dem folgt konsequenterweise, dass sich professionelle Dialektwörterbücher zuvörderst an die Fachwissenschaftler wenden und auch hauptsächlich von diesen, weniger oder kaum von interessierten Laien und Laiendialektologen benutzt werden und somit in aller Regel im wissenschaftlichen Diskurs verbleiben, wohingegen die Laienwörterbücher interessierte Laien und Laiendialektologen ansprechen, die an der Kultur und der autochthonen Sprache ihres Ortes oder ihrer Region ein engagiertes Interesse zeigen. Für die Fachwissenschaftler stellen sie hingegen nicht zu unterschätzende Quellen dar – und zwar sowohl unter objektsprachlichen als auch subjektsprachlichen Gesichtspunkten. Wenn man zudem die – im Übrigen wohlbe gründete – oft jahrzehnte lange Bearbeitungsdauer der großen professionellen Wörterbücher in Betracht zieht (vgl. DAMME 2013), so tut sich ein weiterer Grund dafür auf, dass diese von Interessenten außerhalb der Fachwissenschaft kaum benutzt werden, denn für einen an seinem Heimatdialekt interessierten Laien dürfte ein Wörterbuch, von welchem z. B. lediglich die Wortschatzstrecke von A bis C vorliegt, nur von eingeschränktem Nutzen sein.²¹

Auffällig ist, dass Laienwörterbücher nicht selten Informationen enthalten, die nach einem generellen Verständnis über das hinausgehen, was in einem Wörterbuch erwartet wird und somit die Grenzen der Textsorte genau genommen sprengen. Sicherlich wäre es verfehlt, hier bereits von einem holistischen Zugriff auf den Gegenstand zu sprechen, weil sich diese Informationen ausschließlich aus anderen Bereichen der Sprachwissenschaft speisen wie z. B. der historischen Linguistik (etwa DANKENBRING 2003), der Phraseologie²² und der Volkskunde (z. B. LIEKMEIER 1987,

21 Es soll in diesem Zusammenhang allerdings nicht verschwiegen werden, dass es zumindest drei professionelle Wörterbücher gibt, die einen Mittelweg einschlagen und sich zuvörderst an interessierte Laien wenden. Ich denke hier an das ‚Kleine Plattdeutsche Wörterbuch für den mecklenburgisch-vorpommerschen Sprachraum‘ von Renate HERRMANN-WINTER (1986), an das ‚Kleine Hamburgische Wörterbuch‘ von Beate HENNING und Jürgen MEIER (2006) sowie das ‚Plattdeutsche-Hochdeutsche Wörterbuch‘ von Wolfgang LINDOW (1998).

22 Die phraseologischen Abschnitte sind unter fachwissenschaftlichen Gesichtspunkten oftmals Schwachstellen laiidialektologischer Wörterbücher. Dabei geht es weniger um Fragen der Vollständigkeit und

KRIFT 1987), wobei KRIFT (1987) – über den erwartbaren Rahmen deutlich hinausgehend – eine kurze Sammlung volkskundlicher und anderer Erzählungen enthält. Dass die Mehrzahl der laiendialektologischen Wörterbücher außerdem kurze und in der Regel recht rudimentäre Einführungen in die Grammatik enthalten, ist ein weiteres Indiz dafür, dass es den Autoren vor allem darum geht, eine auch für Laien verständliche Übersicht über ihren Ortsdialekt bzw. den Dialekt ihrer Region zu vermitteln. Und um dies zu erreichen, reicht eine auf ein Wörterbuch im engeren Sinne eingeschränkte Publikation nicht aus.

4. Schlussbemerkung

Mit meinen wenigen Bemerkungen zum Verhältnis zwischen Laiendialektologie und professioneller Dialektologie bzw. zwischen Laienlexikographie und professioneller Lexikographie ist das Thema erwartungsgemäß alles andere als umfassend behandelt. Dabei scheint es mir wichtig, die Aktivitäten der Laiendialektologen bei allen fachwissenschaftlichen Schwachpunkten ernst zu nehmen: und zwar sowohl hinsichtlich ihres Beitrages für die professionelle Dialektologie, als auch aufgrund der Tatsache, dass es gerade in diesem Bereich eine relativ breite Übergangszone zwischen laikalen und professionellen Wissensbeständen gibt. Nicht zuletzt sprechen die Publikationen der Laiendialektologen ein Publikum an, das, weil an den Diskurs von an dialektalen Varietäten interessierten sprachwissenschaftlichen Laien anschließend, mit genuin fachwissenschaftlichen Veröffentlichungen nicht oder zumindest kaum zu erreichen ist.

5. Literatur

- ANTOS, Gerd (1996): *Laienlinguistik*. Tübingen.
 BORN, Walter (1978): *Kleine Sprachlehre des Münsterländer Platt*. Münster.
 BORN, Walter (1979): *Kleines Wörterbuch des Münsterländer Platt*. Münster.
 COSERIU, Eugenio (1970): *System, Norm, Rede*. In: Ders.: *Sprache. Strukturen und Funktionen*. Tübingen, S. 193–212.

der Repräsentativität als vielmehr um die Kategorisierung der aufgeführten Phraseme. So kategorisiert LIEKMEIER (1987) einen Satz wie *Ik legge dāi äak moll wuier en ßtaen in den Weg* als Sprichwort, was unsinnig ist, weil es sich hier nicht um ein satzwertiges Phrasem, sondern um ein satzgliedwertiges – im Übrigen idiomatisches – Phrasem handelt. Auffällig ist auch die fehlerhafte Lemmatisierung, mit welcher die grundlegende Unterscheidung zwischen satzwertigen und satzgliedwertigen Phrasemen verwischt wird: Es müsste nämlich heißen *äinen en ßtaen in den Weg leggen*. Dass sich die Laienlexikographen hier mit professionellen Lexikographen, die es oftmals auch nicht besser machen (vgl. dazu WIRNER 2000), sowohl hinsichtlich der Klassifikation als auch der Lemmatisierung von Phrasemen in guter Gesellschaft befinden, wirft kein besonders gutes Licht auf die professionelle Zunft, deren Vertreter es eigentlich besser wissen müssten.

- DAMME, Robert (2013): *Das Westfälische Wörterbuch als Projekt*. In: *NdW* 53, S. 7–19.
- DANKENBRING, Friedrich (2003): *Et Mardröpske Plat*. Mardorf.
- DARNAUER, Harald (2007): *Die Schule der Gemeinde Ahle in der Zeit des Nationalsozialismus*. In: *Historisches Jahrbuch für den Kreis Herford*, S. 17–36.
- ELMENTALER, Michael (2012): *Plattdüütsch hüüt. Erhebungen zur niederdeutschen Syntax in Schleswig-Holstein*. In: LANGHANKE, Robert u.a. (Hgg.): *Niederdeutsche Syntax*. Hildesheim u. a.
- FILLMORE, Charles J. (1968): *The Case for Case*. In: BACH, E./Robert T. HARMS (Hgg.): *Universals in Linguistic Theory*. New York u. a., S. 1–88.
- FINKE, Peter (2014): *Citizen Science. Das unterschätzte Wissen der Laien*. München.
- GREIMAS, Algirdas Julien (1966): *Sémantique structurale. Recherche de méthode*. Paris.
- HEGER, Klaus (1971): *Zur Standortbestimmung der Sprachwissenschaft*. In: *Zeitschrift für Romanische Philologie* 87, S. 1–31.
- HEINING, Gerhard (1992): *Strukturen in der Landschaft*. In: HARTMANN, Christine / Gerhard HEINING / Ilse KIRCHHOF / Dietrich KORTHALS: *Spuren der Geschichte in Wallenbrück und Bardüttingdorf*. Bielefeld, S. 19–28.
- HENNIG, Beate / Jürgen MEIER (2006): *Kleines Hamburgisches Wörterbuch*. Neumünster.
- HERRMANN-WINTER, Renate (1986): *Kleines Plattdeutsches Wörterbuch für den mecklenburgisch-vorpommerschen Sprachraum*. Neumünster.
- KLUGE, Manfred (2006): *Kommunistischer Widerstand in Vlotho. Zur Untergrundtätigkeit der KPD in den Jahren 1933 bis 1936*. In: *Historisches Jahrbuch für den Kreis Herford*, S. 58–84.
- KRACHT, Marcus (i. V.): *Wissen und materiale Kultur*. Unveröffentlichtes Skript, Universität Bielefeld.
- KRIFT, Willi (1987): *Die Soester Mundart. Sausker Platt*. Münster.
- LIEKMEIER, Ferdinand (1987): *Das Scharmeder Platt*. Scharmede.
- LINDOW, Wolfgang (1998): *Plattdeutsch-Hochdeutsches Wörterbuch*. Leer.
- RÖMER, Ruth (1985): *Sprachwissenschaft und Rassenideologie in Deutschland*. München.
- SCHMIDT, Jürgen Erich / Joachim HERRGEN (2011): *Sprachdynamik*. Berlin.
- SCHNEIDER, Nora / Helmut SPIEKERMANN / Sarah TILL (2011): *Laiendialektologische Wahrnehmung schwäbischer Dialekte*. In: CHRISTEN, Helen / Franz PATOCKA / Evelyn ZIEGLER (Hgg.): *Struktur, Gebrauch und Wahrnehmung von Dialekt*. Wien, S. 235–261.
- SCHÜLING, Hermann (1987): *Wörterbuch der westmünsterländischen Mundart von Rhede-Vardingholt, Kr. Borken*. Rhede.
- SENFT, Gunter (1995): *Ain't Misbehavin'? Trobriand Pragmatics and the Field Researcher's Opportunity to Put his (or her) Foot in it*. In: *Oceanic Linguistics* 34/1, S. 211–226.
- SICK, Bastian (⁸2004): *Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod*. Köln.

- STÜHMEIER, Gustav (1988): *Plattdeutsch im unteren Werretal*. Löhne.
- WIRRER, Jan (1987): „So sprickt dat Hart sick ut“: *Alltagswissen über Dialekte*. In: WIMMER, Rainer (Hg.): *Sprachtheorie. Der Sprachbegriff in Wissenschaft und Alltag*. Düsseldorf, S. 256–279.
- WIRRER, Jan (2000): ‚Dau‘ un ‚Deef‘. *Morphologische, syntaktische, semantische und pragmatische Aspekte von Phraseologismen und ihre Behandlung in niederdeutschen Wörterbüchern*. In: *NdW* 40, S. 1–26.
- WIRRER 2014 (im Erscheinen): Rezension zu LANGHANKE, Robert / Kristian BERG / Michael ELMENTALER / Jörg PETERS (Hg.) (2012): *Niederdeutsche Syntax*. Hildesheim u. a., 264 S. (Germanistische Linguistik 220). In: *ZDL*.